

LÁSZLÓ KOVÁCS

GENDERGERECHTES DEUTSCH – EINE MORALISCHE POSITIONIERUNG?

1 Einleitung

Ich wurde vor sechs Jahren eingeladen, einen Beitrag zum Thema Ethik in der Führung für einen Sammelband zu schreiben. Der Sammelband erschien 2020 bereits in der 8. Auflage und hat im deutschsprachigen Raum einen prominenten Ruf. Der Titel war „Führung von Mitarbeitern. Handbuch für erfolgreiches Personalmanagement“. Der Titel war seit der ersten Auflage etabliert. 2025 kam es zur 9. Auflage erneut mit einem Beitrag zur Ethik, allerdings jetzt mit einem geänderten Titel. Der Sammelband heißt jetzt „Führung von Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen. Handbuch für erfolgreiches Personalmanagement“. Was ist in den vergangenen fünf Jahren passiert, dass eine Änderung eines etablierten Titels notwendig wurde? Hat sich der Schwerpunkt des Sammelbandes geändert? Das war nicht der Fall. Hat sich die Bedeutung der Wörter geändert?

Es ist offensichtlich etwas passiert und wir müssen verstehen, was das ist, um darüber urteilen zu können bzw. die Sprache angemessen zu verwenden. Im Vergleich zu anderen Evolutionsschritten der Sprache ist die Änderung sehr schnell gekommen, wenn auch die korrekten Formen des Genderns bereits seit über einem Jahrzehnt diskutiert und entwickelt werden. Die öffentliche Aufmerksamkeit des Themas nimmt zu. Heute gehört Gendern zu den kontroversesten Themen der Öffentlichkeit.

Meine eigene Erfahrung in der akademischen Lehre bestätigt diese Wahrnehmung. Wenn ich in einer Vorlesung nicht oder nicht korrekt gendere, ist es wahrscheinlich, dass im Publikum jemand sitzt und dies anspricht, sodass ich mich für meine Sprachwahl rechtfertigen muss. So scheint es besser, wenn man diese unangenehmen Nachfragen nicht entstehen lässt und gendert. In der akademischen Welt ist es nicht zu erwarten, dass man sich fürs Gendern rechtfertigen muss. Notfalls muss man aber auch eine Antwort haben, wenn man nach einer Rechtfertigung der gewählten Formulierungen gefragt wird. Aus dieser Reflexion heraus ist dieser Beitrag entstanden. Ich möchte in nicht-deutschsprachigen Ländern ein Verständnis für die Debatte und die Verwendung der ständig wandelnden Gender-Formen schaffen. Ich versuche, pragmatische Lösungen und eine Rechtfertigung für die gewählte Formulierung anzubieten. Dafür gehe ich dem Auslöser der Debatte

auf den Grund, stelle sprachtheoretische und -historische Bezüge her, die eine solche Sprachreform verständlich machen, zeige die aktuellen Vorschläge im System der Sprache mit ihren Stärken und Schwächen. Am Ende werde ich auf dieser Grundlage einige Tipps geben, wie man mit der öffentlichen Erwartung für oder gegen das Gendern umgehen kann.

2 Was ist der Grund für die Debatte?

Wer nicht aus dem deutschen Sprachraum kommt, könnte über die Gender-Debatte überrascht sein, denn Menschen aus anderen Sprachen können viele grammatikalische Formen und Bedeutungen nicht nachvollziehen bzw. in ihre eigene Sprache übersetzen. Manche Konflikte im Deutschen sind in anderen sprachlichen Systemen nicht einmal denkbar. Wichtig ist hier anzumerken, dass die deutsche Sprache nicht aus der Perspektive einer anderen Sprache zu beurteilen ist, da jedes sprachliche System und jede sprachliche Gemeinschaft Inhalte der Welt auf eine eigene Art und Weise erfasst und wahrnimmt. Wichtig ist hier auch zu erkennen, dass der Grund für die Debatte nicht in der Sprache entsteht, sondern aus einer veränderten gesellschaftlichen Wahrnehmung von Geschlecht kommt. Diese Veränderung betrifft nicht nur Deutschland und die deutschsprachigen Länder, wobei die deutsche Sprache bezüglich dieser Veränderung, nämlich des Genderns, in mancher Hinsicht speziell ist.

Die veränderte gesellschaftliche Wahrnehmung richtet die öffentliche Aufmerksamkeit auf das Thema geschlechtliche Identität und ihre gesellschaftlichen Folgen. Bisher wurden geschlechtliche Identitäten nicht so differenziert erforscht und gewiss auch nicht so wichtig erlebt. Die verstärkte öffentliche Aufmerksamkeit für dieses Thema bringt sozialwissenschaftliche Studien hervor, welche die Unterschiede zwischen den Geschlechtern untersuchen. Diese stellen die gefühlte Ungleichbehandlung der Geschlechter mit empirischen Mitteln fest. Ungleichbehandlung ist nicht gut. Nach meiner Wahrnehmung gibt es keine Debatte darüber, ob es eine Gleichbehandlung geben soll. Diese Grundnorm wird von allen geteilt. Aber es ist eine leidenschaftliche Debatte darüber entstanden, a) ob eine gezielte Anpassung der Sprache an die neue Wahrnehmung eine geeignete Maßnahme ist, b) welche konkreten sprachlichen Veränderungen für die Gleichstellung angemessen sind, c) welche Verbindlichkeit diese sprachlichen Änderungen haben sollen. Es sind also drei Dimensionen, die ich kurz skizzieren möchte, bevor ich zu meinen Empfehlungen komme.

- a) Ob die gezielte Veränderung der Sprache eine geeignete Maßnahme ist, ist davon abhängig, wie man über Sprache denkt, welche Rolle Sprache in unserer Erklärung der Welt bekommt.

- b) Die Frage, welche Veränderungen angemessen sind, verknüpfe ich mit der Kohärenz der vorgeschlagenen Formen mit dem Rest der Sprache bzw. der Grammatik sowie mit der Zumutbarkeit der Veränderungen für die sprachliche Gemeinschaft, d. h. welche Veränderungen sie mittragen kann.
- c) Zur Frage der Verbindlichkeit müssen wir untersuchen, wie Sprache geregelt ist und welche Erwartungen, Pflichten oder Verbote im Hinblick auf das Gendern begründbar sind.

3 Zur Theorie der Sprachentwicklung

Sprache dient der Verständigung zwischen Menschen. Sie kann aus verschiedenen Blickwinkeln betrachtet und beschrieben werden, deshalb gibt es keine einheitliche Lehrmeinung über die Theorie der Sprache. Wir haben verschiedene Sprachtheorien, die je nach Fragestellung unterschiedlich ergiebige Antworten versprechen. Meines Erachtens kommt für unsere Frage eine sehr aufschlussreiche und verständliche Differenzierung der Sprachtheorien vom kanadischen Philosophen Charles Taylor (Taylor 2017). Er unterscheidet zwischen Bezeichnungstheorien und Konstitutionstheorien. Beide Theorien haben ihre Wurzeln in der frühen Aufklärung.

Die Grundzüge der Bezeichnungstheorie findet Taylor bei Hobbes, Locke und Condillac. Diese drei sehen die Sprache als Ergebnis einer Vereinbarung, die direkt auf die empirische Wahrnehmung der Welt aufbaut. Menschen haben die Objekte der Welt wahrgenommen und haben sich geeinigt, wie diese Objekte bezeichnet werden, damit sie vom gleichen Objekt sprechen können. Menschliche Wahrnehmungen der Objekte (Gegenstände oder Ideen von Gegenständen) werden mit Wörtern repräsentiert. Man sieht eine Katze und erfindet ein Wort für die Bezeichnung der Katze. Man spricht das Wort Katze aus und das Gegenüber denkt an die Katze. Die Wörter bedeuten immer das, was der Benutzer (oder Zuhörer – es ist ja eine Vereinbarung) des Wortes mit dem Wort assoziiert. Bezeichnungen sind an sich willkürlich, aber für ihre Verwendung muss ein eindeutiger Zusammenhang zwischen einem Wort und der darzustellenden Idee geben. Diese empirisch-rationalistische Bezeichnungstheorie nimmt also an, dass die Inhalte, die wir mit Wörtern beschreiben wollen, in unserem Bewusstsein bereits vorhanden sind. Neue Wörter prägen wir zur Bezeichnung neuer Objekte (eine „App“ hat es im Wörterbuch des 20. Jahrhunderts nicht gegeben, genauso wenig wie das Wort „fernsehen“ im 19. Jahrhundert eine sinnvolle Bezeichnung gewesen wäre). Wenn wir über unsere Erfahrung berichten, kombinieren wir die Wörter so, wie wir die Erfahrungen erlebt haben. Wir wählen die passenden Bezeichnungen aus dem Arsenal der Wörter aus. Die Wörter sind

selbstverständlich das Ergebnis einer Synthese aus verschiedenen Erfahrungen mit der Welt. Wir können mit ihnen Dinge, Klassen oder Kategorien zusammenfassen. Wir können durch die Kombination der Wörter verschiedene Gedanken zum Ausdruck bringen, aber alle diese Gedanken müssen irgendwo einen inhaltlichen Bezug zur Realität haben. Wir müssen Wörter so wählen, dass sie korrekt verwendet werden, und ob sie korrekt verwendet werden, hängt davon ab, ob das Wort das bezeichnet, was es gemäß Vereinbarung bezeichnen soll. Wörter können deshalb falsch verwendet werden. Ob sie die falschen Bezeichnungen sind, lässt sich empirisch überprüfen.

Die zweite Theorie verbindet Taylor (2017) mit den drei Namen Herder, Humboldt und Hamann. Diese Theorie nimmt im Gegensatz zur empirisch-rationalistischen Bezeichnungstheorie nicht an, dass wir fertige Ideen im Kopf haben, für die wir Bezeichnungen suchen. Die Sprache hat vielmehr die Funktion, die Realität in eine Idee zu transferieren, mit der wir in unserem Bewusstsein umgehen können. Wir können vom Ozean eine Welle abgrenzen, obwohl es keine wirklich abgrenzbare Realität der Welle gibt. Wir ziehen die Grenzen der Erfahrung willkürlich, um den Begriff einer Welle zu erlangen. Danach können wir über die Welle nachdenken und wir können diesen Teil der Realität „be-greifen“. Begriffe bilden unsere Vorstellungen und lenken unsere Aufmerksamkeit. Wir entscheiden uns für eine Fokussierung, die aus der objektiven Realität nicht notwendig abzuleiten ist. Wenn ich klassische Musik höre, denke ich schon an den Begriff klassische Musik, ohne sie zu bezeichnen oder mit der Bezeichnung einen anderen Menschen zu adressieren. Dadurch, dass ich den Begriff klassische Musik besitze, habe ich die Möglichkeit, die klassische Musik aus der Gesamtheit der Geräusche auszusondern. Auch andere Geräusche strömen an mich heran, aber diese filtere ich heraus, weil ich einen Begriff davon habe, worauf ich mich konzentrieren will. Ich lenke mein Bewusstsein auf mein gewähltes Objekt. Deshalb nennt Taylor diese Darstellung eine Konstitutionstheorie der Sprache. Die Sprache konstituiert unsere Idee der Wirklichkeit.

Ich habe durch die Sprache die Möglichkeit, diese Musik zu einem Objekt meines Nachdenkens zu machen und eine Meinung über diese Musik im Allgemeinen zu bilden. So erwerben wir eine Gestaltungsfreiheit unserer Welt, denn wir arbeiten im Kopf nicht mehr direkt an der Realität, sondern an unseren Ideen. Wir kommunizieren auch nicht die Realität, sondern unsere Ideen. In der Welt existieren demnach nicht abgesonderte Objekte (Gegenstände oder Ideen von Gegenständen), die zu verschiedenen Kategorien gehören, für die wir dann kategoriengemäße Bezeichnungen suchen, sondern wir sind es, die diese Kategorien erstellen. Wir sagen Welle zu einem Teil des Ozeans.

Bezeichnungen von objektiv feststellbaren Gegenständen (Wörter im Sinne der Bezeichnungstheorie) sind Signale. Menschliche Sprache ist aber mehr als Signale und Reaktion auf Signale. Wenn ein Hund auf seinen Namen reagiert oder Gegenstände nach

Namen unterscheiden und diese bringen kann, müssen wir nicht annehmen, dass der Hund einen Begriff von diesem Gegenstand in seinem Bewusstsein entwickelt hat. Das Wort, das er hört, ist eher ein Signal, das er richtig oder falsch deutet. Begriffe der menschlichen Sprache bieten die Möglichkeit an, Vorstellungen zu entwickeln und mit den Gedanken zu operieren. Das ist der Grund, warum Menschen unsicher sein können, ob der Begriff, den sie für die Beschreibung einer Erfahrung genutzt haben, der richtige ist. Man verfügt zwar über das Wort „Liebe“, aber man ist oft unsicher, ob das, was man empfindet, Liebe ist, oder etwas anderes. Man weiß auch nicht sicher, ob ein Begriff, den man für die Beschreibung einer Wahrnehmung gefunden hat, das Wesentliche hervorhebt. Man kann mit einem Wort unzufrieden sein, wenn man meint, dass diese Bezeichnung nicht ganz treffend war, und man sucht nach anderen Wörtern, die vielleicht geeigneter sind oder in denen man die gedanklichen Verknüpfungen zu anderen Begriffen besser herstellen kann. Deshalb kann man diese Theorie als die holistisch-hermeneutische Konstitutionstheorie beschreiben. Sie sagt, dass wir über keine eindeutige Passung zwischen Objekten der Welt und Wörtern verfügen. Aus dieser Perspektive gesehen wird die Bezeichnungstheorie kritisiert.

Die holistisch-hermeneutische Konstitutionstheorie geht schließlich davon aus, dass unsere Begriffe immer in einem Zusammenhang der Praxis, in einer Lebensform eingebettet sind, in dem weitere Begriffe existieren und systematisch aufeinander wirken. Einzelwörter als vereinbarte Bezeichnungen können somit nicht in ihrer Singularität existieren, denn sie wirken immer in das gesamte System hinein. Wir denken so, wie die Sprache uns Denkräume eröffnet, denn wenn wir in die Sprache unserer Gemeinschaft eingeführt werden, werden wir in die Vorstellungswelt unserer Gemeinschaft eingeführt. Wir machen durch die offizielle Sprache die Vorstellungsmuster der Gesellschaft zu eigen, wie die Gesellschaft bzw. die Lebensform in dieser Gesellschaft strukturiert ist, wie sie Objekte wahrnimmt, wie sich diese Wahrnehmung im Laufe der Zeit entwickelt hat.

Wenn sich die gesellschaftlichen Vorstellungen von Geschlecht ändern, bedeutet das nach der holistisch-hermeneutischen Theorie, dass wir das Geschlecht anders begreifen, d. h. unsere Begriffe von Geschlecht ändern sich und folglich ändert sich auch unsere Sprache. Es kann keine falschen Bezeichnungen für Geschlechter geben, denn die Suche nach Bezeichnungen ist ein Ringen um einen Begriff, mit dem wir unsere Realität so abbilden können, dass sich der Begriff in die gesamte Realität einfügt. Die Veränderung der Sprache findet zunächst im Denken, in der Wahrnehmung der Geschlechter statt, und diese Veränderung sucht ihren Weg in den Ausdrücken.

Anders ist eine Veränderung der Sprache nach der empirisch-rationalistischen Bezeichnungstheorie zu sehen. Danach haben wir Menschen mit einer objektiven Realität von Geschlechtern zu tun, die entweder so oder so sind. Für diese Geschlechter haben wir bereits Wörter vereinbart. Es mag sein, dass wir diese Wörter für die Beschreibung der

Welt nicht mehr als differenziert genug ansehen und deshalb Veränderungen brauchen. Für diese Veränderung brauchen wir empirische Gründe und eine Vereinbarung, dass wir die erkannten Unterschiede tatsächlich unterschiedlich bezeichnen wollen. Hier ist die sprachliche Gemeinschaft gefordert, die Entscheidung zu treffen.

Möglich sind auch andere Theorien der Sprache, aber nach meiner Einschätzung zeigen diese beiden Theorien bereits sehr gut auf, wie unterschiedlich die Dynamik der Entwicklung ist und sie decken unterschiedliche Erklärungsversuche sehr gut ab. Nun stellt sich die Frage, ob wir die Sprachentwicklung steuern können und sollen, oder findet sie spontan statt, was Bemühungen für eine Veränderung eher aussichtslos erscheinen lässt. Dazu lohnt sich ein Blick in die Sprachgeschichte des Deutschen.

4 Kann Sprache reformiert werden?

Ich habe in den 1990er Jahren Deutsch als Fremdsprache gelernt und manches von dem, was ich damals gelernt habe, gilt nicht mehr. Die große Rechtschreibreform aus dem Jahr 1996 hat einige Regeln verändert (z. B. *dass* statt *daß*). Die Durchsetzung der Änderungen hat Jahre gedauert und war mit Spannungen und Rechtsstreitigkeiten verbunden, obwohl hier nur die Schreibweise neu geregelt wurde. Wie man sprechen soll und was man sagen darf, wurde nicht berührt. Sprache ist aber ein Teil der Identität und deshalb sind Änderungen hochsensible Angelegenheiten. Hier stellt sich also die zweite Frage, die Frage nach der Zumutbarkeit einer Änderung an die sprachliche Gemeinschaft.

Die Frage klingt vielleicht sehr konservativ und suggeriert, dass die Sprache eher unverändert bleiben sollte. Das meine ich nicht. Sprachen sind keine unveränderlichen Phänomene. Sie sind die Praxis einer Gemeinschaft. Sprache muss deshalb den Bedürfnissen der Gemeinschaft in der aktuellen sozialen Praxis folgen. Sie wird also immer reformiert. Wenn man verstehen will, wie solche Reformen erfolgen, kann man in der deutschen Sprache gewisse Phasen hervorheben, in denen die Sprache von bestimmten Personen oder Gruppen bewusst und intensiv neugestaltet wurde. Aus diesen Erfahrungen könnten wir etwas darüber lernen, wenn die aktuelle Reformbewegung zu verstehen und ggf. zu lenken ist.

Die erste Phase, die ich aufgreifen möchte, ist die Zeit von Martin Luther. Luther und seine weit verbreitete deutsche Übersetzung der Bibel waren ein wichtiger Schritt zu einer breit verwendbaren deutschen Volkssprache in der frühen Neuzeit. Menschen, die vor Buchdruckzeiten Texte kopiert haben, haben immer auch Anpassungen im Text vorgenommen – teils durch Fehler, teils durch bewusste „Korrekturen“. Durch den Buchdruck wurden aber gleichzeitig viele völlig identische Exemplare eines Textes hergestellt

(Berner et al. 2020: 118). Damit wurde eine Standardisierung, d. h. Verbindlichkeit für die Sprachanwendung und ein verbessertes, vereinheitlichtes Verstehen ermöglicht (vgl. die empirisch-rationalistische Theorie der Sprache). Durch die Nutzung des Buchdrucks für weitere Medien wie Flugblätter (u. a. für den Bauernkrieg), später auch Zeitungen etc. werden neue Standards im Deutschen erarbeitet, die sich in ihrer Anwendungslogik noch stark an die lateinische Grammatik und lateinische Formen anlehnen. Sie standardisieren Orthographie, Satzbau, aber auch die Mundart, d. h. wo welche Wörter mit welcher Bedeutung verwendet werden – alles nach Bedürfnissen der Leserschaft und nicht nach einem bewusst gestalteten Reformprogramm. Die Buchdrucker hatten ein geschäftliches Interesse. Sie mussten schreiben, wie die Zielgruppen lesen konnten:

Wenn nun aber der rhein. Drucker seinen auswärtigen Kunden zuliebe einen ostmd. Lautstand wählt, entfremdet er sich nicht seiner eigenen Landsleute? Wird er sein Entgegenkommen für den anonymen Leser in Augsburg so weit treiben, den Nachbarn vor den Kopf zu stoßen? (ebd.: 120–121)

Der Buchdrucker musste für die Vermarktung seines Buches einen Mittelweg finden. Lese- und Schreiblehren sind auch in diesem Geiste entstanden und haben die ersten Grammatiken in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts geprägt. Die Sprachreform durch den Buchdruck folgte zwar keiner Absicht einer nationalen Sprache, sondern wirkte eher beiläufig und eher durch die Reform des Schreibens, hat aber viele Prozesse in Bewegung gesetzt, die zu einer Reform des Sprechens geführt haben.

Im 17. Jahrhundert kam es zu einer nationalen Bewegung, die eine Sprachreform gefordert hat. Gebildete Männer haben gefordert, eine überregional normierte deutsche Standardsprache sollte geschaffen werden. Förderer dieser Idee haben sich in institutionalisierten Sprachgesellschaften gesammelt und wollten absichtlich ihre Sprache verändern, die Nationalsprache an die Anforderungen der Zeit heranzuführen und damit die fremden Sprachen der Wissenschaft (Latein) und der Politik (Französisch) ablösen. Die bedeutendste unter diesen Gesellschaften war die 1617 gegründete „Fruchtbringende Gesellschaft“ (ebd.: 131). Diese Gesellschaften haben sich sowohl moralischen als auch politischen Werten verpflichtet, waren gleichzeitig für alle Religionen und Stände offen. Die Aufwertung der deutschen Sprache war ihr verbindendes Element. Sie strebten neben der bereits im 16. Jahrhundert etablierten Tendenz zur größeren Einheitlichkeit der Schreibweise, der Grammatik und der sprachlichen Formen nun auch nach einer Bereinigung der deutschen Sprache von Fremdwörtern im Sinne von Sprachpurismus und Kulturpatriotismus. Es sollte im gesamten deutschen Sprachraum nach geeigneten sprachlichen Formen gesucht werden. In allen Medien, in Wissenschaft und Literatur

wurde gefordert, dass man deutsch schreibt. Zu diesem Streben gehörten auch neue Wortbildungen, die teilweise zum festen Bestandteil der deutschen Sprache geworden sind (ebd.: 135). So sind Wörter entstanden wie *Anschrift* statt *Adresse*, *Fernglas* statt *Teleskop*, *Augenblick* statt *Moment*, *Grundstein* statt *Fundament* etc. Es kam auch zu Versuchen, die sich nicht bewährt haben wie z. B. *Jungfernzwinger* statt *Kloster*, *Tageleuchter* statt *Fenster*, *Lusthöhle* statt *Grotte*, *Reitpuffer* statt *Pistole*, *Zeugemutter* statt *Natur*. Zu den Neubildungen gab es bereits zeitgenössische Kritik, dennoch haben sich manche bewährt, andere nicht. Die neuen Begriffe folgten teils der oben dargestellten Bezeichnungstheorie (für ein existierendes Wort wird ein anderes Wort vereinbart), teils aber auch der Konstitutionstheorie (wenn z. B. ein neues Theaterstück eine neue Redewendung prägt). Was sich in einer Sprache bewährt, wird nicht allein von Sprachreformern entschieden, die sich um eine Institutionalisierung und um eine Verbreitung ihrer Ideen bemühen, sondern der Erfolg hängt von einer sprachlichen Gemeinschaft ab, die die neuen sprachlichen Elemente anwenden muss. In jeder Sprachreform in jeder Epoche gab es Innovationen, die übernommen wurden, und andere, die sich nicht bewährt haben. Tendenziell werden in die allgemeine Sprache jene Formen übernommen, die den Sprechenden weniger Komplexität abfordern.

Die aktuell angestoßene Sprachreform hinsichtlich des Genderns ist ein Streben nach Änderung aufgrund von moralischen und politischen Vorstellungen. Damit ist sie ein bekanntes Phänomen in der deutschen Sprachgeschichte. Sie strebt gleichzeitig nach Standardisierung wie die Reform der frühen Neuzeit. Sie schafft Leitfäden und Regeln. Es wird auch hier versucht, in allen Medien Standards zu setzen und einzufordern. Ob dieses Streben aber angemessen ist und Erfolg verspricht, ist unklarer als im 17. Jahrhundert, denn zum einen ist die Standardsprache viel robuster geworden. Die Regeln der Sprache sind stabiler in der Identität der Bevölkerung verankert. Zum anderen wirken diese Veränderungen in eine Gesellschaft mit bewusst gewünschter Pluralität der (politischen und gesellschaftlichen) Meinungen hinein. Wer eine Sprachreform anschiebt, muss sich die Veränderung theoretisch vorstellen (einen Bezug zu einer Sprachtheorie haben) und eine Vorstellung davon haben, welche Ziele durch diese Sprachreform mit welchen Mitteln zu erreichen sind.

5 Grundzüge der aktuellen Sprachreform um das Gendern

Wenn sich das Bild von Geschlecht in der Gesellschaft ändert, werden Sprachen, die nach Geschlecht differenzieren, mit einer Schwierigkeit konfrontiert. Im Deutschen ist diese Schwierigkeit besonders ausgeprägt, denn es ist sprachlich notwendig, ein Substantiv mit einem Artikel zu verwenden. Jedes Substantiv muss entweder Maskulinum oder

Femininum oder Neutrum sein. Es ist zwar jedem klar, dass das grammatikalische Geschlecht (Genus) mit dem biologischen Geschlecht (Sexus) und dem sozialen Geschlecht (Gender) nicht gleichgesetzt werden darf, aber sie hängen trotzdem häufig zusammen. Die grammatikalischen Geschlechter korrespondieren mit dem Geschlecht, das in der Gesellschaft wahrgenommen wird.

Besonders schwierig wird es da, wo es im Deutschen notwendig ist, sprachlich zu differenzieren und gesellschaftlich wäre es wichtig, nicht zu differenzieren, sondern gleich zu behandeln. Oder umgekehrt, es wäre für die Gleichbehandlung wichtig, dass eine Differenzierung zwischen Geschlechtern erfolgt, aber die Sprache bietet dazu keine Möglichkeiten. Manchmal braucht man generische Aussagen, d. h. man muss auf alle Personen einer Gruppe ohne Rücksicht auf ihr Geschlecht hinweisen, und die Sprache verlangt eine Entscheidung für ein Substantiv oder ein Pronomen, das ein grammatikalisches Geschlecht hat. Ein Gesetz beispielsweise gilt für alle Menschen. Auch eine Ansage am Bahnhof oder eine Ansprache in einem Hörsaal muss alle Menschen ansprechen. Dafür hat sich im Deutschen das generische Maskulinum etabliert. In der Debatte wird diese Lösung aber kritisiert, denn das generische Maskulinum behandelt grammatikalisch nicht alle Geschlechter gleichmäßig, sondern bevorzugt Männer und lässt Frauen unsichtbar werden. Nach einer anderen Deutung werden durch das generische Maskulinum Frauen bevorzugt, denn bei einer maskulinen Formulierung ist es immer unklar, ob sie generisch gemeint ist, d. h. ob nur Männer oder Männer und Frauen zusammen gemeint sind. Bei einer femininen Beschreibung ist immer klar, dass Frauen gemeint sind. Frauen werden also zumindest bei der Verwendung femininer Formen eindeutig sichtbar gemacht.

Das Thema Sichtbarmachung hat durch sozialwissenschaftliche Studien eine besondere Relevanz bekommen. Unsichtbarmachung gilt in einer Demokratie als der erste Schritt zur Diskriminierung, denn wer unsichtbar ist, dessen Probleme werden in Entscheidungen der Mehrheit ignoriert. Dass die Sichtbarmachung in der Sprache die gewünschte Gleichstellung fördert, wird theoretisch angenommen. Ein empirischer Nachweis für diese Schlussfolgerung ist schwer zu liefern, denn es gibt sprachliche Gemeinschaften, die einen anderen sprachlichen Umgang mit Geschlecht entwickelt haben und die gesellschaftlichen Probleme sind nicht wesentlich anders. Beispielsweise gibt es im Türkischen und im Ungarischen kein Genus, das die Spannungen für die Sichtbarmachung und Unsichtbarmachung erzeugen könnte. Man kann aber nicht sagen, dass die Gleichstellung der Frauen in diesen Ländern ein höheres Niveau erreicht hätte als in Deutschland.

Ein eindeutiger empirischer Nachweis der Wirkung von sprachlicher Sichtbarmachung muss an der Komplexität der Lage scheitern. Dennoch ist es notwendig, für eine geforderte Änderung eine empirische Grundlage zu liefern. Diese wird durch psycholinguistische

Studien hergestellt, d. h. es wird untersucht, was Versuchspersonen beim Wahrnehmen eines Wortes mental abbilden, woran sie denken, wenn sie das Wort z. B. „Busfahrer“ hören. „Busfahrer“ könnten je nach Kontext Männer sein oder als generisches Maskulinum gemeint sein. Ein häufig zitierter Beispieltext für die Überprüfung der Leistung des generischen Maskulinums ist folgender:

Vater und Sohn fahren im Auto. Sie haben einen schweren Unfall, bei dem der Vater sofort stirbt. Der Junge wird mit schweren Kopfverletzungen in ein Krankenhaus gebracht, in dem ein Chef-Chirurg arbeitet, der ein bekannter Spezialist für Kopfverletzungen ist. Die Operation wird vorbereitet, alles ist fertig, als der Chef-Chirurg erscheint, blass wird und sagt: „Ich kann nicht operieren, das ist mein Sohn!“
Frage: In welchem Verwandtschaftsverhältnis stehen der Chirurg und das Kind? (Kotthoff/Nübling 2018: 95).

Der Beispieltext soll die Missverständlichkeit des generischen Maskulinums hervorheben. Deshalb ist er bei der Beschreibung der Mutter auffällig bemüht, den Eindruck zu erwecken, es geht um eine maskuline Person. Dazu werden die Doppelnennung des maskulinen Substantivs (Chef-Chirurg), das maskuline Relativpronomen und ganz besonders die Verwendung des Substantivs in der Subjekt- (Agens) Position verwendet. Die Darstellung eines konkreten Subjektes wirkt der generischen Verwendung von Wörtern entgegen. Wäre diese Person nicht spezifisch, nicht identifizierbar, wäre die Verwendung im Plural anstatt im Singular, wäre das Beispiel typischer für das generische Maskulinum. Im Falle einer spezifischen und identifizierbaren Person, wie hier die Mutter als Chef-Chirurg erscheint, wäre eine feminine Alternative (Chirurgin) ohne Aufwand verfügbar, auf die hier jedoch verzichtet wird. Gleichzeitig muss man zugeben, dass der Beispieltext sprachlich korrekt ist. Es ist möglich, das generische Maskulinum so zu verwenden und damit ist die Kritik berechtigt.

Psycholinguistische Studien zeigen an unterschiedlichen (und meist nicht so bewusst einseitig gestalteten) Beispielstexten, wie Begriffe und Sätze von den Mitgliedern der sprachlichen Gemeinschaft verstanden werden. Das spontane Verstehen wird als entscheidend für die Bewertung gesehen. Wenn man Versuchspersonen fragt, sie sollen spontan und schnell entscheiden, ob sie bei z. B. „Busfahrer“ in einem Text mehr an Männer oder an Frauen denken, neigen die Antworten mehrheitlich zur männlichen Vorstellung. Doch wer in diesen Studien ein eindeutiges empirisch belegbares Ja oder Nein zum generischen Maskulinum erwartet, wird enttäuscht. Zunächst arbeiten diese Studien meist mit einer sehr kleinen Fallzahl (vgl. Körner et al. 2022). Die Wahrnehmungen sind nie 100-prozentig so oder so, sondern es gibt Mehrheiten, die die nicht gegenderten und

die gegenderten Texte in eine Richtung interpretieren. Texte sind komplex und jede Studie zeigt ein anderes Bild. Es wird bei der Vielzahl der Studien klar, es sind viele Faktoren für die Geschlechtsrepräsentanz der Formulierungen maßgeblich:

Allem voran wirken die konkreten Referenzformen (Personenbezeichnungen) selbst, ihr Genus, ihr Numerus, ihr Grad an Referenzialität, der lexikalische Genderisierungsgrad der bezeichneten Tätigkeit oder Eigenschaft, ob ein moviertes Korrelat zur Seite steht oder nicht und welche Frequenzen dieses Korrelat hat, der gesamte Kontext der getesteten Sätze, das Geschlecht der Vpn, eventuell auch deren Alter – und weitere Faktoren mehr“ (Kotthoff/Nübling 2018: 115, Vpn = Versuchsperson).

Wenn es beispielsweise in einer Stadt nur sehr wenige Busfahrerinnen gibt, wird der Begriff „Busfahrer“ spontan eher mit einem männlichen Busfahrer assoziiert.

Über die empirischen Untersuchungen hinaus stellt sich die Frage, was man tun sollte, wenn sich zeigt, dass Versuchspersonen dazu neigen, sich beim Zuhören oder Lesen eher Männer vorzustellen. Erstens ist es unklar, ob das Verstehen und die Visualisierung des wahrgenommenen Textes das Gleiche sind. Häufig verstehen die Menschen die Sätze, aber sie visualisieren die Wörter nicht, außer sie werden danach in der Studie gefragt (vgl. Henschel 2023). Hier eröffnen sich Deutungs- und Handlungsspielräume. Zeigt es sich, dass das generische Maskulinum häufig zu Fehlschlüssen führt, was folgt daraus? Soll man eine Kampagne starten, damit das generische Maskulinum in der Öffentlichkeit besser erklärt wird und die Verwendung dieses sprachlichen Mittels bzw. die Vorstellung der sprachlichen Gemeinschaft eindeutiger werden? (Wie oben beschrieben, kann man das generische Maskulinum eindeutiger machen.) Oder soll man auf das generische Maskulinum verzichten und stattdessen Frauen zusätzlich sichtbar machen, z. B. Doppelnennungen bei gemischten Personengruppen einfordern? Diese Frage lässt sich mit den psycholinguistischen Studien nicht beantworten. Hier fängt aber die Debatte an.

6 Lösungsvorschläge in der Debatte

Das Ziel ist die Gleichstellung der Geschlechter. Da aber für dieses Ziel die Wirksamkeit der sprachlichen Reform unklar ist (s. oben den Vergleich mit Sprachen ohne Genus), wird die Debatte sehr kontrovers geführt. Teils sollen die Aussagen neutralisiert werden, um das generische Maskulinum zu vermeiden. Teils sollen feminine Formen auch Frauen sichtbar machen.

Bei der Neutralisierung sucht man nach Lösungen, die weder dem einen noch dem anderen Geschlecht zugeordnet werden. Die Bezeichnungen haben ein grammatikalisches Geschlecht, aber ihre Bedeutung ist nicht geschlechtsbezogen.

6.1 Neutralisierung durch Wortwahl

Man sucht nach Personenbezeichnungen, die ganz sicher genderneutral sind. Ein „Mitglied“ ist grammatikalisch sächlich und wird als genderneutral wahrgenommen. Man sagt dann nicht „ein Besucher des Workshops“, sondern „ein temporäres Mitglied des Workshops“. Die Bedeutung verschiebt sich ein wenig, aber meistens ist das gut zu verkraften. Die „Person“ ist grammatikalisch weiblich, wird dennoch von den meisten Mitgliedern der Sprachgemeinschaft als genderneutral gedeutet, d. h. in den psycholinguistischen Studien werden in etwa gleich viele spontane Wahrnehmungen für Männer und Frauen gemeldet. Der „Mensch“ ist grammatikalisch männlich, wird aber auch genderneutral gewertet. „Gast“ ist auch männlich mit einer genderneutralen Bedeutung. Insofern ist es korrekt zu sagen: „Der Gast ist unterwegs, sie kommt gleich.“ Genauso wie es korrekt ist, „Führungskraft“ genderneutral zu verwenden und zu sagen: „Die Führungskraft ist unterwegs, er kommt gleich.“ Doch männliche genderneutrale Substantive werden immer häufiger gegendert. „Gästinnen und Gäste“ sind keine Ausnahme mehr. Die Grenze der neutralen Begriffe ist unklar. Manche irren sich lieber auf der gendersensiblen Seite.

6.2 Neutralisierung durch Wortschöpfung

Genderneutrale Personenbezeichnungen können auch aus Verben gebildet werden. (Aus „arbeiten“ wird nicht „Arbeiter“, sondern „Arbeitende“.) Diese Partizipien haben zum einen eine leicht andere Bedeutung. (Ein Arbeiter ist auch abends ein Arbeiter, wenn er gerade nicht arbeitet. Mit einem Busfahrer darf man sprechen, wenn er gerade nicht Bus fährt. Sonst gilt: Bitte nicht mit dem fahrenden Busfahrer sprechen.) Zum anderen sind sie grammatikalisch komplexere Formen. Sie müssen wie Adjektive dekliniert werden. Dafür sind sie zumindest im Plural genderneutral. Im Singular hilft diese Bildung von Partizipien nicht, denn im Singular würden die Deklination und der Artikel das Geschlecht verraten. „Ein Arbeitender“ ist weiterhin erkennbar männlich genauso wie die Studierende oder der Beschäftigte. Eine solche Lösung geht nicht nur mit einer Bedeutungsverschiebung einher, sondern ist in der Anwendung komplizierter und fehleranfälliger sowie auch für das Verständnis mühsamer. Gebildete Mitglieder der sprachlichen Gemeinschaft haben damit normalerweise kein Problem, aber insbesondere Deutsch als Fremdsprache zu lernen und diese Formen zu verwenden, stellt die Sprachkompetenz auf eine harte Probe.

6.3 Abstrakta

Eine weitere Form der Neutralisierung durch Wortschöpfung ist die Verwendung von Abstrakta. Man sagt nicht mehr Abteilungsleiter, auch nicht Abteilungsleiterin, sondern Abteilungsleitung. Das ist auch mit einer Bedeutungsverschiebung verbunden, denn diese Verwendung weist eher auf ein Gremium als auf eine Person hin. Manche zahlen diesen Preis der Bedeutungsverzerrung gern für die klarere Genderneutralität der Aussage. Für das korrekte Verständnis ist wichtig, dass der Kontext erklärt, dass es sich um eine einzige Person handelt.

6.4 Sichtbarmachung

Wenn man die Neutralisierung nicht schafft, ist die Sichtbarmachung aller Geschlechter eine weitere Option. Damit ist gemeint, dass das Geschlecht der Personen bekannt ist und explizit genannt wird: Schülerinnen und Schüler. In diesem Fall lässt sich aus dem Grundwort Schule [Substantiv] kein Partizip bilden, weshalb „Schülende“ nicht etabliert ist. (Wobei nach der empirisch-rationalistischen Bezeichnungstheorie nichts gegen eine solche Neubildung steht, wenn die sprachliche Gemeinschaft das will!) Doch die Formulierung „Schülerinnen und Schüler“ wird kritisiert, weil sie Menschen mit weiteren Geschlechtern nicht repräsentiere. Um weitere Geschlechter sichtbar zu machen und dennoch kurz zu sein, werden weitere Lösungen entwickelt. Diese haben sich über die letzten Jahre geändert. Die Lösungen wurden aus sprachlichen oder aus politischen und moralischen Gründen als problematisch identifiziert und neue Formen wurden eingeführt (s. Tabelle 1).

| Varianten geschlechtergerechter Schreibung am Beispiel von <i>Nutzer</i> | | | | | | | | | | | |
|--|--------|--------|--------|--------|--------|--------|--------|--------|--------|--------|--------|
| Nutzer | 2012 | 2013 | 2014 | 2015 | 2016 | 2017 | 2018 | 2019 | 2020 | 2021 | 2022 |
| Nutzer_innen | 2 | 0 | 3 | 2 | 9 | 8 | 0 | 0 | 0 | 0 | 0 |
| Nutzer*innen | 0 | 0 | 0 | 5 | 8 | 41 | 104 | 166 | 187 | 123 | 110 |
| Nutzer:innen | 0 | 0 | 0 | 0 | 0 | 1 | 4 | 79 | 160 | 307 | 304 |
| Nutzer(innen) | 0 | 1 | 0 | 0 | 2 | 3 | 0 | 3 | 4 | 3 | 1 |
| Nutzer/-innen | 0 | 0 | 2 | 0 | 0 | 5 | 1 | 0 | 0 | 4 | 1 |
| Nutzer/innen | 0 | 0 | 1 | 0 | 2 | 1 | 1 | 0 | 2 | 2 | 3 |
| NutzerInnen | 44 | 33 | 48 | 70 | 103 | 67 | 75 | 91 | 56 | 55 | 21 |
| Gesamtbelege | 46 | 34 | 54 | 77 | 124 | 124 | 185 | 339 | 409 | 494 | 440 |
| Gesamtbelege generisches Maskulinum | 24.034 | 24.046 | 34.046 | 25.717 | 26.907 | 26.246 | 30.414 | 28.988 | 23.809 | 22.072 | 15.306 |
| Multiplikator | 522 | | | | | | | | | | 34 |

Tab. 1: Anhang zum Beschluss des Rates für deutsche Rechtschreibung von 2023

Eine eher junge, aber sehr verbreitete Form ist die Verwendung des Doppelpunktes: Schüler:innen. Es wird behauptet, dass sich Menschen jenseits der beiden sprachlich abbildbaren geschlechtlichen Identitäten mit Schülerinnen und Schülern nicht angesprochen fühlen. Sie wollen, dass man für sie Formulierungen wählt, mit denen man sie explizit anspricht. Es wird auch behauptet, dass Menschen mit nichtbinären geschlechtlichen Identitäten sich angesprochen fühlen, wenn der Doppelpunkt für sie eingeführt wird. Wer den Doppelpunkt verwendet, respektiert also die weiteren geschlechtlichen Identitäten. Ob der Doppelpunkt die geschlechtlichen Identitäten jenseits der männlichen und der weiblichen Form angemessen abbildet, ist jedoch umstritten. Ein Argument kritisiert die Einheitlichkeit der Form, die die vielen verschiedenen geschlechtlichen Identitäten nicht ausreichend sichtbar macht, sondern nur eine Form für sie verwendet. Da der Doppelpunkt keinen inhaltlichen Bezug zu den verschiedenen geschlechtlichen Identitäten herstellt, ist es unklar, ob er inklusiv ist oder wieder bestimmte Personen exkludiert. Psycholinguistische Tests können diese offene Frage nur dann bestätigen, wenn den Nutzer:innen des Doppelpunktes klar ist, was sie damit bezeichnen wollen. Viele verbinden mit dem Doppelpunkt aber keine solchen Vorstellungen und damit ist das Signal nutzlos.

Das Argument der mangelnden Ansprache von Menschen jenseits der beiden sprachlich abbildbaren geschlechtlichen Identitäten hat noch eine weitere Schwäche: Menschen können nicht selber entscheiden, mit welchen Mitteln sie angesprochen werden. Wenn ein Polizist mich anspricht, auch wenn er mich unter einem falschen Namen oder mit einer falschen Bezeichnung ansprechen sollte, bedeutet dieser „Fehler“ nicht, dass er mich nicht angesprochen hat. Ansprechen ist kein einseitig gestaltbares Phänomen. Ich kann betonen, dass ich anders angesprochen werden möchte, aber ich kann nicht behaupten, dass ich nicht berücksichtigt und exkludiert wurde. Ich schließe mich vielleicht selbst aus, indem ich die Ansprache des Polizisten ignoriere. Es ist eine offene Frage, ob daraus folgt, dass die Sprache entweder weitere Formen erfinden sollte (und es ist unklar, wie viele, damit alle geschlechtlichen Identitäten angesprochen werden?), oder dass wir uns einigen, welche vorhandenen sprachlichen Formen zur Ansprache von Menschen egal welchen Geschlechts dienen können. Je einfacher und systemkompatibler die Lösungen werden, desto wahrscheinlicher ist es, dass die sprachliche Gemeinschaft sie anerkennt.

Ein weiterer Kritikpunkt der komplexen genderneutralen Schreibung kommt aus der feministischen Sprachanalyse von Luise F. Pusch. Sie plädiert für ein generalistisches Femininum, denn die Lösung mit „Schüler:innen“ besteht aus drei Teilen: „Männer bekommen den Wortstamm und somit den ersten Platz, Transgender-Personen bekommen den zweiten Platz, Frauen wird mit der Wortendung der letzte Platz zugewiesen. Das ist für Frauen nicht akzeptabel.“ (Pusch 2019) Vielmehr sollten nach Pusch in Zukunft

Männer nur mitgemeint sein. Damit könne man eine einfachere Sprache entwickeln als die Doppelformen und die vielen Sonderzeichen.

Lösungsvorschläge werden im Internet öffentlich diskutiert und von den Befürwortern der Gendersprache gemeinsam erarbeitet. Das Ergebnis dieser Arbeit findet man z. B. unter www.geschichtsgendern.de. Dieses Genderwörterbuch dient als Inspiration für alle, die sich um eine gendersensible Sprache bemühen. Manchmal entstehen aus den Bemühungen sehr geschickte Lösungen, manchmal sperrige oder grammatikalisch nicht korrekte Formen. Ausprobieren lohnt sich. Die Arbeit einer kleinen Gruppe in der sprachlichen Gemeinschaft könnte hier einen Einfluss auf die Sprache nehmen wie die Fruchtbringende Gesellschaft im 17. Jahrhundert.

6.5 Probleme, die durch die Sonderzeichen entstehen

Im Plural bleiben nur diejenigen Substantive korrekt geschrieben, deren Maskulinum im Plural und im Singular identisch bleibt (der Schüler → die Schüler). Diese können mit „die Schüler:innen“ im Plural dargestellt werden – außer im Dativ. Im Dativ würden sie „den Schülern“ und „den Schülerinnen“ heißen und im Wort „den Schüler:innen“ würde das „n“ für die korrekte Mehrzahl der maskulinen Form nicht mehr erscheinen bzw. es wäre unklar, ob das letzte „n“ im Wort diese Funktion erfüllen soll (Schüler:inne:n). Sobald es um Substantive geht, deren maskuline Form im Plural nicht mit dem Singular identisch ist, wird das Problem der Pluralform noch deutlicher. „Die Chef:innen“ ist in allen grammatikalischen Fällen fehlerhaft, weil das „s“ für die Mehrzahl des Maskulinums fehlt. Auch Ärztinnen und Ärzte können nicht mit „Ärzt:innen“ abgekürzt werden, weil auch hier die maskuline Pluralendung verschwindet. Es gibt derzeit keine grammatikalisch korrekte Lösung für die meisten genderneutralen Formen.

Noch komplizierter wird es, wenn es im Singular zu Mehrfachnennungen von Artikeln kommen muss (z. B. der*des Präsident:in). Die Artikel oder auch Pronomen werden in den grammatikalischen Folgeproblemen unübersichtlicher und schwieriger. Außerdem haben die Satzzeichen bereits andere Bedeutungen, die wiederum zur Verwirrung und einer unübersichtlichen Sprachregelung führen würden.

All diese sprachlichen Formen zeigen, dass die deutsche Sprache aktuell auch mit den vorgeschlagenen genderneutralen Formen nicht in der Lage ist, die geänderte Wahrnehmung des Geschlechts korrekt abzubilden. Jeder Versuch hat eine kleinere oder größere Auswirkung auf die Inhalte und erfordert eine höhere Kompetenz in der Anwendung. Jeder Versuch trifft auf Fälle, die im System der Grammatik nicht korrekt abbildbar sind. Wie sich die Sprache weiterentwickelt und welche Formen mit welcher Bedeutung sich durchsetzen, ist nicht vorhersagbar. Sehr wahrscheinlich werden einige Neuerungen, die

in der Reformwelle der letzten Jahre entwickelt wurden, in die Standardsprache eingehen, andere verschwinden wieder.

Für das Verbleiben der sprachlichen Formen würde man nach der empirisch-rationalistischen Bezeichnungstheorie eine Einigung über die vorhandenen und wahrnehmbaren Geschlechter brauchen. Vereinbarungen sind nicht an irgendwelche Ergebnisse gebunden, d. h. es können alle möglichen Formen erfunden werden, aber die Vereinbarung ist an die große Mehrheit der sprachlichen Gemeinschaft angewiesen. Ob die sprachliche Gemeinschaft diese Differenzierung haben will oder nicht, ist offen. Wie in den sprachlichen Gesellschaften im 17. Jahrhundert kann man für die neue Form plädieren, sie in vielen Kontexten verankern und hoffen, dass sie sich durchsetzen. Wenn die sprachliche Gemeinschaft diese Vereinbarung akzeptiert und sich einigt, kann man diese neuen Formen institutionalisieren, d. h. Leitlinien für bestimmte Institutionen schaffen oder offiziell in die Standardsprache aufnehmen.

Folgt man der holistisch-hermeneutischen Konstitutionstheorie, geht es nicht um diese Maßnahmen, sondern man muss versuchen, das Denken hinter der Sprache differenzierter zu machen. Wenn sich das Denken ändert, wird dem auch die Sprachform folgen. Die Formen der Sprache können nur dann nachhaltig geändert werden, wenn dahinter ein gesellschaftlicher Wandel, eine Veränderung des Begriffs, der Vorstellungen von Geschlecht stattfindet. Dieser Wandel wird durch die Sprache ausgedrückt, aber nicht hergestellt. Eine erzwungene Institutionalisierung wie die Schaffung von Leitlinien wäre eine gefährliche Maßnahme. Sie würde zum einen öffentlich auf einen gesellschaftlichen Wandel hinweisen und ein Zeichen für den Wandel setzen. Gleichzeitig würde sie aber auch als Provokation verstanden. Provokation erzeugt zum einen eine Sichtbarmachung des Themas und zum anderen aber auch eine Gegenreaktion.

7 Die Spannung der Standardsprache

Mein Eindruck ist, dass das Gendern in der deutschen Sprache aktuell in dieser Phase der Spannung steckt. Das Einfordern von neuen Formen hat die öffentliche Sprache betreten und die Gegenreaktion ist da. In einer repräsentativen Umfrage vom Forschungsinstitut Forsa stimmten 73 % der Deutschen dagegen, in der schriftlichen Sprache Genderzeichen wie Sternchen, Unterstrich oder Doppelpunkt, in der mündlichen Sprache eine Pause beim Sprechen einzusetzen. Die Mehrheit (ca. 75 %) findet Gendern störend, nur ca. 20 % finden es gut (RTL 2021) und wählen freiwillig diese Sprachform, wenn sie wählen können (Jäckle 2022). In der Schweiz nutzen nur ca. 5 % den Genderstern oder vergleichbare Alternativen (Graf 2023). Alle Studien kommen ungefähr zum gleichen Ergebnis, wobei diese Studien

mit hohen Fallzahlen arbeiten und zeigen, dass die Spaltung zwischen Befürwortern und Gegnern der Gendersprache sich seit 2020 zugespitzt hat.

Damit haben wir drei empirische Feststellungen, hinter denen sich sehr große Mehrheiten vereinen. 1) Wir sehen eine große Mehrheit, die dem Prinzip der Gleichbehandlung aller Geschlechter eindeutig zustimmt. 2) Wir sehen eine sehr große Mehrheit, die eine verzerrte Wahrnehmung in der Alltagssprache hat, in der Männer tendenziell stärker sichtbar gemacht werden als Frauen. 3) Wir sehen gleichzeitig eine sehr große Mehrheit, die sich gegen die gegenderte Form der Sprache positioniert. (Die Zusammensetzung dieser Mehrheiten ist verschieden, s. unten die politischen Zusammenhänge). Diese Situation muss nicht unlösbar sein, aber eine Lösung kann nicht von außen durch eine logische Argumentation hergeleitet werden, sondern muss in der sprachlichen Gemeinschaft heranreifen. Dieser Reifungsprozess findet gerade statt und fordert alle Mitglieder der sprachlichen Gemeinschaft heraus, sich zu positionieren.

Erschwerend kommt hinzu, dass in Deutschland mehrere Bereiche der sprachrelevanten Praxis Ländersache sind. Das bedeutet, jedes Bundesland darf nach eigener Überzeugung für die eigenen Bereiche wie Bildung, Medien, Verwaltung und Recht eigene Regeln aufstellen. So werden sich widersprechende Regelungen geschaffen. In Hamburg und Berlin sind die Landesregierungen pro Gendern, in Hessen und Bayern dagegen. Einige Bundesländer haben Empfehlungen, Leitlinien, Pflichten oder Verbote eingeführt, nach denen unter bestimmten Umständen gendert werden muss oder mit bestimmten Formen nicht gendert werden darf. Fokus hat eine Übersicht über die Regeln der Länder erstellt, die zu Beginn des Jahres 2024 galten (Focus-online-Redaktion 2024). Die Regeln ändern sich aktuell häufig und folgen den kontroversen Debatten in der Öffentlichkeit.

Im April 2024 hat die Bundesregierung ihren Standpunkt zum Gendern zusammengefasst. Dabei wird aufgezeigt, dass die Bundesregierung politisch weder Verbote noch Gebote fürs Gendern angemessen findet. Sie kann keine deutschlandweit verbindlichen Vorschriften formulieren, aber in der Verwaltungssprache des Bundes werden die Empfehlungen des Rates für deutsche Rechtschreibung angewendet.

8 Deutsch als geregelte Sprache

Der Rat für deutsche Rechtschreibung hat die Aufgabe, für eine deutschlandweit einheitliche Sprachregelung zu sorgen. Der Rat bestätigt, dass sich die deutsche Sprache im Wandel befindet, aber betont, dass dieser Wandel aktuell in einem unreifen Zustand ist. Die neuen Formen werden beobachtet, sie sind aber noch nicht so ausgereift, dass sie vom Rat anerkannt werden könnten. Es geht nicht nur um ihre Verbreitung und um ihre

Akzeptanz in der Bevölkerung, sondern um die widerspruchsfreie und fehlerfreie Form der Sprache, die als System betrachtet werden muss.

In den Empfehlungen des Rates sind bestimmte Verkürzungsformen bereits erfasst (z. B. Bürger/-innen), d. h. diese sind zulässig. Ende 2023 hat der Rat betont, dass allen Menschen mit gendergerechter Sprache begegnet werden soll, doch der Rat hat die Aufnahme von Gendersternen (Bürger*innen), Doppelpunkt (Bürger:innen) oder anderen Sonderzeichen im Wortinnern in das amtliche Regelwerk ausdrücklich nicht empfohlen. Diese letzteren Formen gehen über die Verkürzungsformen (Bürger/-innen) hinaus. Der Rat lehnt sie ab, weil in der Verwendung dieser weiteren Formen grammatikalische Folgeprobleme entstehen, die noch nicht geklärt sind (s. Kapitel 6.4). Die Gleichstellung der Geschlechter wird im Rat als gesellschaftspolitische Aufgabe und Herausforderung gesehen, die aber „nicht durch orthographische Regeln und ggf. deren Veränderung zu lösen ist.“ (Rat für deutsche Rechtschreibung 2023: 4). Der Rat spricht sich für eine Regelung aus, die eindeutige, fehlerfreie und sachlich korrekte Lösungen für jede Aussage ermöglicht. Die geschriebene Sprache muss lesbar (und auch barrierefrei vorlesbar für Blinde und Sehbehinderte) sowie verständlich sein. Der Rat betont des Weiteren, dass die geschriebene Sprache – auch die geschlechtergerechte Schreibung – nicht dazu führen darf, dass die deutsche Sprache schwerer zu erlernen ist. Deshalb werden immer wieder Besonderheiten und Ausnahmen im Sinne der Grundregeln abgeschafft und es wird nach einer Vereinfachung der Sprache gestrebt.

9 Was tun?

Wie Menschen im Alltag sprechen oder inoffizielle Dokumente schreiben, und wie ihre Haltung zur Sprachanwendung von anderen Menschen ist, können weder die Regierungen noch die Institutionen für die Regulierung der Sprache bestimmen. Die individuelle Freiheit in der Anwendung der Sprache ist groß. Wir müssen aber auch die Tendenzen in der sprachlichen Gemeinschaft berücksichtigen.

Grundsätzlich gilt, dass das generische Maskulinum sprachlich und grammatikalisch korrekt ist und weiterhin verwendet werden darf. Dadurch, dass alternative Formen immer häufiger verwendet werden, verblasst aber die Funktion des generischen Maskulinums. Wenn viele das Maskulinum nur noch für die Bezeichnung von männlichen Personen verwenden, dann wirkt diese Form nicht mehr generisch. Wenn der Kontext klar macht, dass es sich um ein generisches Maskulinum handelt (s. die Kritik in Kapitel 5), dann ist seine Verwendung angemessen. Wir sollten aber überlegen, dass eine genderneutrale Formulierung in bestimmten Kontexten mehr Klarheit schafft. In diesem Fall ist die

Doppelnennung der Geschlechter (Schülerinnen und Schüler) eine gute Wahl, denn diese Form ist grammatikalisch korrekt und weitgehend akzeptiert. Bei rechtlich verbindlichen Texten in Bayern ist diese Form sogar verpflichtend. Bei häufiger Wiederholung der Doppelnennung wird der Text allerdings sperrig und wirkt unangenehm. Hier bietet sich in der Schrift die Form „Schüler/-innen“ an, denn diese Form ist vom Rat für deutsche Rechtschreibung akzeptiert und lässt sich mit allen Substantiven fehlerfrei umsetzen (z. B. Ärzte/-innen). Wir treffen insbesondere an Universitäten und in linken Medien auf die Doppelpunkt-Lösung (Schüler:innen). Diese hat einen erheblichen Vorteil im Gegensatz zu allen anderen Sonderformen: Blinde Menschen können sich den Text mit ihren Lesegeräten leichter vorlesen lassen. Ein Doppelpunkt wird als Pause verstanden und nicht vorgelesen, „Sternchen“ oder „Schrägstrich“ werden hingegen vorgelesen. Insofern wirkt der Doppelpunkt am ehesten barrierefrei.

Man muss im deutschen Sprachraum bedenken, dass das Gendern stark vom sozialen Kontext abhängt. Eine öffentliche Äußerung wird schnell als politische und moralische Positionierung gedeutet. Es ist also Vorsicht geboten. Privates Gendern wird am stärksten in der linken politischen Sphäre, insbesondere im Kontext der Grünen Partei erwartet. Privates Verweigern von Gendern wird hingegen tendenziell in einer rechten politischen Szene und insbesondere im Kontext der AfD erwartet. Diese beiden Parteien haben das Thema Gendern auch in ihr politisches Programm aufgenommen (Bündnis 90/Die Grünen 2015, Harder-Kühnel et al. die AfD-Fraktion 2022). Wenn man bei einem öffentlichen Vortrag ablenkende Fragen oder Anmerkungen aus dem Publikum über das Gendern vermeiden möchte, sollte man überlegen, welche sprachliche Form man wo verwendet.

Der Rat für deutsche Rechtschreibung beobachtet, dass Hochschulen und Universitäten von der amtlichen deutschen Rechtschreibung zunehmend abweichen. Ob dieses Verhalten für Hochschulen zulässig ist, ist umstritten. An Hochschulen und Universitäten ist zu erwarten, dass die meisten eine positive Einstellung zum Gendern haben. Vorträge an Universitäten werden also eher mit der Erwartung des Genderns verknüpft. Eine provokative Interpretation dieser Tendenz hat Philipp Hübl formuliert. Er sagt, „Gendern ist das Latein der neuen Eliten“ (vgl. Henschel 2023). Die Bildungselite hat sich nach Hübl immer von den wenig gebildeten Schichten abgehoben. Dies erfolgte in den vergangenen Jahrhunderten durch die Verwendung von Wissenschaftslatein. Heute erfolgt diese Absonderung durch die Verwendung einer komplizierten Sprachform, die von wenig gebildeten Menschen nicht geleistet werden kann. Hingegen werden die anspruchsvollsten Formen an Universitäten gepflegt.

Welches Deutsch soll man sprechen oder im DaF-Unterricht lehren, wenn man aus einem nicht-deutschsprachigen Land kommt und mit dieser Debatte nicht vertraut ist bzw. mit Genderformen keine starken Assoziationen an Geschlechter verknüpft? Hier sagt auch

der Rat für deutsche Rechtschreibung: Die einfacheren Formen sind vorzuziehen. Wird man angesprochen, dass man nicht wunschgemäß gendert, kann man darauf hinweisen, dass der Rat für deutsche Rechtschreibung genau diese Diagnose formuliert hat: die Sprache ist derzeit im Wandel. Es ist unklar, zu welchen sprachlichen Formen dieser Wandel hinführt. Es gibt im Hinblick auf das Gendern keine verpflichtende Form, die man für die Korrektheit der Sprachanwendung einfordern kann. Die Veränderung wird beobachtet. Der Ethiker Roland Kipke (2023) fügt hinzu, es kann auch aus moralischer Sicht keine Pflicht fürs Gendern geben. Das Ziel der Gleichstellung ist eine moralische Pflicht, aber die Verwendung einer Gendersprache ist für dieses Ziel nicht nachweislich von wesentlicher Bedeutung.

Literatur

- Berner, Elisabeth/Wolf, Norbert Richard/Schmidt, Wilhelm/Langner, Helmut (2020): Geschichte der deutschen Sprache. Ein Lehrbuch für das germanistische Studium: Teil 1 und 2. Stuttgart: S. Hirzel Verlag. <https://doi.org/10.3813/9783777628233>
- Bündnis 90/Die Grünen (2015): Beschluss. Geschlechtergerechte Sprache in Anträgen an die BDK, 39. Ordentliche Bundesdelegiertenkonferenz. Halle, 20.–22. November 2015. https://cms.gruene.de/uploads/assets/BDK15_Geschlechtergerechte_Sprache-1.pdf (abgerufen am 07.12.2025)
- Focus-online-Redaktion (2024): Genderverbot nicht nur in Bayern: Diese Regelungen haben andere Bundesländer. Focus, 20.03.2024. https://www.focus.de/panorama/genderverbot-nicht-nur-in-bayern-diese-regelungen-haben-andere-bundeslaender_id_259779851.html (abgerufen am 07.12.2025)
- Graf, Daniel (2023): Nur fünf Prozent der Schweizer nutzen den Genderstern. 20 Min., 22.05.2023. <https://www.20min.ch/story/nur-fuenf-prozent-der-schweizer-nutzen-den-genderstern-368159950461> (abgerufen am 07.12.2025)
- Harder-Kühnel, Mariana Iris et al. und Fraktion der AfD (2022): Antrag, Deutscher Bundestag, Drucksache 20/4894., 20. Wahlperiode. <https://dserver.bundestag.de/btd/20/048/2004894.pdf> (abgerufen am 07.12.2025)
- Henschel, Anna (2023): „Gendern ist das Latein der neuen Eliten. Der Sprachphilosoph Philipp Hübl kritisiert das Gendern. Warum er Studien zur geschlechtergerechten Sprache für fragwürdig hält und welche Alternativen es zum Genderstern gibt – ein Gespräch über die differenzierte Betrachtung jenseits der Extrempositionen.“ Wissenschaftskommunikation. <https://www.wissenschaftskommunikation.de/gendern-ist-das-latein-der-neuen-eliten-71125/> (abgerufen am 07.12.2025)

- Hübl, Philipp (2019): Die aufgeregte Gesellschaft. Wie Emotionen unsere Moral prägen und Polarisierung verstärken. München: C Bertelsmann.
- Jäckle, Sebastian (2022): Per aspera ad astra – Eine politikwissenschaftliche Analyse der Akzeptanz des Gendersterns in der deutschen Bevölkerung auf Basis einer Online-Umfrage. Politische Vierteljahresschrift 63, S. 469–497. <https://doi.org/10.1007/s11615-022-00380-z>
- Kipke, Roland (2023): Sind wir moralisch verpflichtet, eine gendergerechte Sprache zu verwenden?, Zeitschrift für Ethik und Moralphilosophie 6, S. 59–80. <https://doi.org/10.1007/s42048-023-00137-2>
- Körner, Anita/Abraham, Bleen/Rummer, Ralf/Strack, Fritz (2022): Gender Representations Elicited by the Gender Star Form. Journal of Language and Social Psychology, 41 (5), S. 553–571. <https://doi.org/10.1177/0261927X221080181>
- Kotthoff, Helga/Nübling, Damaris (2018): Genderlinguistik. Eine Einführung in Sprache, Gespräch und Geschlecht. Tübingen: Narr Franke Attempto Verlag.
- Rat für Deutsche Rechtschreibung (2023): Erläuterungen und Begründung zum Ergänzungspassus „Sonderzeichen“ im Amtlichen Regelwerk für die deutsche Rechtschreibung, Beschluss des Rates für deutsche Rechtschreibung vom 15. Dezember 2023. https://www.rechtschreibrat.com/DOX/rfdr_PM_2023-12-20_Geschlechtergerechte_Schreibung_Erlaeuterungs-Begruendungspapier.pdf (abgerufen am 07.12.2025).
- Pusch, Luise F (2019): Gendern – gerne, aber wie? Ein Ritt durch die feministische Sprachgeschichte und praktische Tipps der Linguistin Luise F. Pusch. 23.10.2019, nd Journalismus von links. <https://www.nd-aktuell.de/artikel/1127581.gendern-gendern-gerne-aber-wie.html> (abgerufen am 07.12.2025).
- RTL (2021): RTL-Forsa-Umfrage: Mehrheit der Deutschen empfindet Gendern als störend. <https://www.rtl.de/cms/umfrage-zum-gendern-das-denke-die-deutschen-ueber-die-sprache-4770234.html> (abgerufen am 07.12.2025).
- Taylor, Charles (2017): Das sprachbegabte Tier. Grundzüge des menschlichen Sprachvermögens. Berlin: Suhrkamp.
- www.geschichtgendern.de (abgerufen am 07.12.2025)